

Sein Sohn

Autor(en): **Weckerle, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 15

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lebens Mai." Aber der dunkle Erdgeist fängt die entfliehende Pflanzenseele, die allem Irdischen bereits entrückt scheint, wieder ein und bannt sie aufs neue an ein erdgebundenes Dasein. Dazu bedient er sich eines Teiles der Blüte selbst: der Narbe. Sie zieht den Blütenstaub mit magischer Gewalt an sich. Es folgt die Bestäubung und damit die Befruchtung. Das Befruchten ist gewissermaßen ein Beschatten der Blüte. Die Blütenlichter verlöschen! Der Duft ist verhaucht, der Schmelz verliert seinen Glanz, die Farbe verblaßt. Die Pflanze kehrt in ihr irdisches Dasein zurück, denn die Frucht mit ihrer Fülle tritt an Stelle der zarten Blütenteile. „Die Blume verblüht, die Frucht muß treiben!"

Wir sind nun auf dem Gipfel des Pflanzenlebens und zugleich auf dem Wege zur Umkehr angelangt. Der aufsteigende Lebenslauf der Pflanze ist beendet, und der absteigende beginnt mit der Frucht. Je mehr die Frucht sich ausbildet, desto vorherrschender bekunden die Erdkräfte nun wieder ihren Einfluß in stofflicher Hinsicht.

Betrachten wir zum Beispiel eine Wallnuß. In der grünlleischigen Hülle kehrt das Chlorophyll der Blätter wieder, in der harten Schale das Holzige des Stengels und das Wurzelbedeutende finden wir im Tiefinnersten der Frucht, im Kern. Dieser Kern ist es, der das neue junge Pflänzchen ins Leben zu rufen bestimmt ist. Mit ihm beginnt eine neue Pflanzen-Generation, die ihren Ursprung wieder in der Wurzel findet, die beim Keimen des Kerns den Stengel entwickelt, der die Blätter treibt und als Krone ihres Lebens die Blüte trägt.

Dieses sich ewig erneuernde Leben ist es, was uns den Frühling mit so zauberhaftem Glanze verklärt. Es ist die Unsterblichkeit der Pflanze. Gewissermaßen ein Auferstehen — „die stetige Wiederkehr des Gleichen." — Und so gelten auch für die Pflanzenwelt jene tiefgründigen Worte, die Goethe für das Menschenleben geprägt hat, jene geheimnisvollen, heiß umstrittenen, inhaltschweren Worte: „Stirb und werde!"

Bergwacholder.

Auf der Höhe war nichts weiter
Als ein Himmel, hoch und heiter,
Ländellüftchen, Zitterrauch,
Und ein Bergwacholderstrauch.

Tat ihn freundnachbarlich grüßen,
Lagert' mich zu seinen Füßen,
Sog des Busches Würzen rein,
Frug: Was treibst du hier allein?

Ho, ich lausch' der Bienen Summen!
Hört' ich ihn vergnüglich brummen.
Schnuppern an mir Geiß und Ruh,
Werd' ich wild und stech' ich zu.

Mancher läßt von mir die Frage,
Weil ich wie ein Unhold krazte.
Einsam hält sich, wer sich wehrt
Und der Stacheln nicht entbehrt.

Ruhfam ließ den Blick ich wandern,
Sinnend saß ich, fern den andern,
Frug mich still: Bist du nicht auch
Solch ein Bergwacholderstrauch?

Jakob Heß

Sein Sohn.

Nach dem Französischen von Rudolf Weckerle.

Der Tag erwachte, trüb und düster. Der Regen fiel mit eintönigem Klopfen auf das Vordach der Bahnstation. Aus einem Wagen, der im Hof einfuhr, stieg ein Mann. Nachdem er sein Pferd an einem Ring in der Mauer des Gebäudes festgebunden hatte, lenkte er seine Schritte gegen das Geleise. Ein Bahnbeamter schritt auf ihn zu. Der Mann fragte ihn: „Wann ist der Zug von Goldingen da?" Der Beamte stand still und entgegnete: „Welchen meinen Sie? Der Personenzug kommt um sieben Uhr zwanzig." Und er fügte

rasch hinzu: „Der Schnellzug ist in einer halben Stunde da." — „Danke, den meine ich," erwiderte der alte Mann.

Der Beamte schaute ihm erstaunt ins Gesicht; er mußte sich fragen, warum dieser ärmlich gekleidete Bauer auf einen Zug warte, der nur Erst- und Zweitklass-Wagen führte.

Der Alte kehrte in den Hof zurück. Sein Gesicht, das sauber rasiert war, zeigte einen resignierten Ausdruck. Der Mann mußte wohl von weit her durch den Regen gefahren sein, denn die

durchnähte Bluse klebte an seinen Schultern. Um den Hals hatte er sich ein rotes, wollenes Tuch geschlungen. Er hustete, dann näherte er sich dem Pferd und streichelte seine dampfenden Nüstern. „Sei brav Peter, wir müssen nicht mehr lange warten.“ Er zog eine harte Brotrinde aus der Tasche und schob sie dem Pferd ins Maul. Das Tier kaute gemächlich, das Stück zwischen seinen abgenützten Zähnen zermalmend. Straßenkot klebte am Bauch des armen Kleppers, und seine Mähne hing in langen, gelblichen Strähnen über den magern Hals. Sein regennasser Körper dampfte; kläglich ließ das Tier die Ohren hängen. Der Bauer stand fröstelnd neben seinem armseligen Gefährt.

Da ließ sich das Dröhnen eines nahenden Zuges hören. Majestätisch toste die riesige Maschine daher.

Der Alte eilte auf den Bahnsteig. Die Reisenden stiegen aus: Eine Frau, die ein Kind auf dem Arm trug, dann ein Pfarrer und drei Handelsleute, welche von ihren Geschäften redeten. Das waren alle. Mit enttäuschter Miene stand der Bauer da; seine Lippen zuckten schmerzlich, es schien fast, als ob er weinen wollte.

Da, auf dem Asphalt des Bahnsteigs ertönten Schritte und Sporengeklirr. Ein Artilleriesoldat erschien. Der Alte eilte ihm entgegen: „Du kommst lange nicht!“ — Die beiden Männer drückten sich die Hand. Dann trat der Alte einen Schritt zurück, um den Offizier besser ins Auge fassen zu können, und er sagte zufrieden: „Bist du aber schön!“

„Das will ich glauben,“ bemerkte der andere.

Der Vater sah den Sohn in seiner Uniform zum ersten Male. Er war im Militärdienst ein strammer Mann geworden, groß und geschmeidig. Sein neuer Offiziersmantel kleidete ihn prächtig, wie angegossen schmiegte er sich an den ranken Körper des jungen Mannes. Was aber der Alte am meisten bewunderte, war der feine goldene Galon um die Mütze, der blanke Degen und die kostbaren Lederhandschuhe. Dem Offizier machte es sichtlich Vergnügen, von seinem Vater so bewundert zu werden.

Der Alte war in gehobener Stimmung, er schlug vor: „Zuerst wollen wir einen Schluck trinken.“ Und sie traten nahe beim Bahnhof in ein Restaurant ein, wo sie in einem kleinen Zimmer Platz nahmen. Der Vater bestellte zwei Tassen Kaffee.

„Was gibt es Neues im Dorf?“ nahm der Sohn das Wort.

„Nicht viel; man hat vorgestern den alten Johann beerdigt. Der Wein der letzten Ernte ist nicht schlecht, aber leider sind die Käufer selten.“ Beim Sprechen blies er dann und wann in die dampfende Tasse, trank einen Schluck und betrachtete seinen Sohn mit einem wohlgefälligen Blick.

Der Offizier lächelte, und mit dem Ende seines rechten Zeigefingers klopfte er sachte auf die Zigarre, daß die feine Asche abfiel.

„Ja, die Uniform steht dir gut! Wie würde deine Mutter sich freuen, wenn sie noch lebte! Und deine Braut wird Augen machen!“

Wieder lächelte der Sohn, und sinnenden Blickes stellte er sich im Geiste vor, was für Vorzüge ihm die reiche Heirat bringen werde: Gute Beziehungen, ein elegantes Leben...

„Allerdings, du hast dich nicht zu beklagen,“ äußerte der Alte mit fröhlicher Stimme. Und er fuhr fort: „Nun, wie geht es dir in Goldingen? Gefällt dir der Dienst?“

„Aber sicher. Schau, ihr auf dem Lande kennt unser Leben nicht. Wenn wir all die Vergnügungen, Bälle, Theater, Besuche satt sind, dann ist man froh, auf ein gutes Pferd steigen zu können, um das Kommando einer Batterie zu übernehmen. Wie wohl tut es einem, draußen auf einer Anhöhe die frische Luft zu atmen; das reinigt die Lungen und stärkt die Nerven.“ Mit Nachdruck setzte er den lackledernen Stiefel auf den Boden, daß die Sohle knarrte. Der Alte trank mit offenem Mund und leuchtenden Augen des Sohnes Worte.

Der Offizier wiederholte: „Ja, ihr auf dem Lande habt keine Idee vom Leben in der Großstadt.“ Der Alte leuchte die Worte hervor: „Oh! wie gerne würde ich einmal — dorthin gehen — dich zu sehen — in der schönen Welt — ach, nur einen Augenblick...“

Der Sohn schwieg. Mit beunruhigter Miene warf er einen Blick gegen die Türe des Nebenzimmers, wo Leute lauschen könnten.

Da fing der Alte wieder zu sprechen an; es schien ihm, als ob er sich von einer geheimen Qual befreien müßte. Etwas drängte in ihm, alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte:

„Ja, du darfst mit deinen Erfolgen zufrieden sein. Aber, was hast du mich gekostet! Wieviele paar Schuhe, und all die Schulbücher! Nie wurde ich fertig mit dem Bezahlen von Rechnungen. Und dann die Ausgaben für das Gymnasium! Wie hat deine Mutter selig jeden Kappen zusammengespart! Oft mußte ich von den Leuten

hören: „Ihr seid wohl dumm, Vater Konrad, Euch so abzurackern für einen Buben; er wird es Euch später doch nur schlecht vergelten...“ Ich hörte nicht auf das Gerede; ich ging meinen Weg gerade und unbeirrt. Ich ließ mich von meinem Plan nicht abbringen. Unverdrossen hackte ich im Wald mein Holz, Wind und Regen trotzend. Ein Stück Brot und Käse zur Mahlzeit war mir genug. Doch wenn ich dich im Winkel deiner Kammer sah, ruhig und fleißig über deinen Büchern, so vergaß ich alles. Und wenn du gute Zeugnisse heimbrachtest, war ich zufrieden, und keine Mühe und kein Opfer war mir zuviel. Immer und immer sagte ich mir: „Mein Sohn darf kein Elender sein wie ich. Alles Glück, das mir versagt blieb, er soll es haben, er ganz für sich allein.“

Vater Konrad war sichtlich gerührt. Seine ganze Vergangenheit, voll Mühen und Leiden, breitete sich vor ihm aus wie eine düstere Ebene. Doch er war seinen Weg gegangen, steil und gerade. Nun da er den Gipfel, das Ziel erreicht hatte, schaute er zurück, und die Flamme eines seligen Stolzes entzündete sich in seinen Augen. Ein frischer Wind umfächelte seine heiße Stirne. Er tat einen tiefen Zug, und sein Herz wurde heiter und weit. Nun war es ihm vergönnt, das Ergebnis seiner Anstrengung sozusagen in Händen zu halten, es stolz zu berühren: Das Gold der Salons, das feine Tuch des Offiziersmantels, den blanken Säbel. Eine mächtige Freude kam über ihn. —

Er stand auf: „Jetzt wollen wir aber heimzu!“

Der Sohn folgte ihm. Er zögerte beim Anblick des erbärmlichen Wagens und Kleppers. Aber er schwieg, während der Alte, der seines Sohnes Mißbehagen bemerkt hatte, etwas verlegen sagte: „Das ist Peter, das Pferd unseres Nachbarn, ein altes Tier, aber trotzdem noch ganz gut.“

Die beiden Männer setzten sich auf das Bündel Stroh, das als Sitz diente, und der Wagen, mit dem man im Herbst die Kartoffeln vom Felde heimgeführt hatte, setzte sich rumpelnd in Bewegung. Auf beiden Seiten des Weges ragten windzerzauste Pappeln zu dem grauen Himmel auf.

Der Vater war ganz heiter und aufgeräumt. Er freute sich schon zum voraus auf die Ankunft in Feldheim, einem Landstädtchen, das unweit vom heimatlichen Dorf entfernt liegt. In Feldheim wird man noch einen kleinen Halt machen im Restaurant „Tanner“. Bei diesem Wetter dürfte ein Gläschen Schnaps nichts schaden; das

wärmt. — Und schon stellte er sich den niedern, mit Rauch und dumpfer Luft erfüllten Saal vor. Bis jetzt hatte er nur selten dieses Restaurant besucht. Wie ein armer Schlucker war er jeweils hinter den breiten Rücken der Holzhändler durchgeschlüpft, um unauffällig in einer Ecke Platz zu nehmen. Gewöhnlich debattierten die Händler über den Preis der neuen Holzschläge, behäbig vor einem Schoppen Bier sitzend, und wischten mit den Handrücken ihre struppigen, vom Schaum triefenden Schnurrbärte ab. — Aber heute würde er hier mit seinem Sohne wie ein Triumphator erscheinen, mit erhobenem Haupte. Ja, das wollte er diesen behaglichen Bürgern zeigen, daß man es auch zu etwas gebracht hatte, und daß auch ein einfacher Holzhauer nicht auf den Kopf gefallen ist, und bei Gott — das Herz am rechten Fleck hat! —

Als der Wagen sich schon den ersten Häusern von Feldheim näherte, erfaßte plötzlich die behandschuhte Faust des Offiziers den Zügel. Ein Ruck, daß der Zaum zwischen den Zähnen des Pferdes nur so knirschte, und das Gefährt drehte sich jäh nach rechts und schlug den Umweg ein.

„Unsinn, durch die Stadt zu fahren,“ sagte der Offizier, „wir würden so vielen bekannten Leuten begegnen, daß wir heute nicht mehr nach Hause kämen.“

Der Vater wurde bleich, er wollte etwas sagen, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Er versank in brütendes Sinnen. Mit trüben Augen sah er nach dem Geißelriemen, der um die Ohren des Pferdes tanzte. Das Tier, welches Stallluft roch, schlug einen ordentlichen Trab an. In den Wasserpfützen des holperigen Weges spiegelte sich der fahle Schein des Himmels.

Der Alte redete noch immer kein Wort, und er hätte doch soviel zu sagen gehabt; sein Herz war übervoll.

Vor ihnen breitete sich die Ebene aus; öde Stoppelfelder dehnten sich auf beiden Seiten des Weges; dazwischen lagen frischgepflügte braune Acker. In der Ferne, sich vom kühlen Grau des Himmels abhebend, tauchte eine Reihe von Pappeln auf. Es schien, als ob sie gegen den Horizont marschieren würden. In einer angefangenen Ackerfurche steckte ein Pflug, einsam und verlassen. Die beiden Sterzen streckte er wie Arme in die Luft. Mit schauerlichem Geträusch flatterten ein paar Raben über ihn hin. Manchmal begegnete man einem Landauer mit wohlhabenden Bauern, die in die Stadt fuhren. Mann und

Frau, eins gegen das andere gedrückt und von den Stößen des Wagens geschüttelt, plauderten gemütlich. Das Wetter heiterte sich auf. Ein bleicher Sonnenstrahl huschte über die Felder, und aus dem Grau tauchten die Mauern von entfernten Bauernhöfen. Der Alte hob die Hand, blickte in die Weite und sagte: „Es gibt kein schöneres Land!“

„Wenn man kein anderes gesehen hat!“ warf der Offizier verächtlich hin. Der Alte fiel in sein Nachsinnen zurück.

Dünne Glockentöne schwebten in der Luft. Kinder und sonntäglich gekleidete Frauen begegneten dem Wagen. Die Alten, von einem arbeitsreichen und mühevollen Leben gebückt, trippelten mit kleinen Schritten vorbei, mit Brillen auf der Nase. Sie trugen dicke Gebetbücher unter dem Arm.

Der Vater saß nun wieder ganz stolz auf dem Strohbündel: „Gut! Wir kommen an, wenn die Messe aus ist. Alle Leute sehen uns!“

*

Der Sohn hatte sich in der dunklen Küche auf einen Stuhl gesetzt. Mit einem Tüchlein wischte er tändelnd über die Spitzen seiner Lackstiefel. Nach der unbequemen Reise fand er es für nötig, ein wenig Toilette zu machen. Inmitten der armseligen Dinge, die ihn umgaben, erschien er wie ein Luxusgegenstand aus Gold.

Leise Stimmen drangen aus den Möbeln: vom halb in die Mauer eingelassenen Anrichteschrank, vom Geschirrkasten, wo hinter einer Leiste beblumte Teller aneinander gereiht standen. Diese Stimmen erzählten ihm von der Vergangenheit, von seiner Kindheit, von entschwundenen, guten Dingen. Aber er hörte sie nicht, denn er war ganz berauscht und geblendet von seinen Träumen und Zukunftsplänen, von deren Verwirklichung er sich eitel Glück und Freuden versprach. — Er beachtete nicht das breite, offene Kamin, mit dem schwarzberuften Steinmantel, darunter an den langen Winterabenden das Feuer brannte und ihm, wenn er einsam in seinen Büchern studierte, mit lustigem Knistern ins Ohr gesungen hatte. Er war heute durch den weißgetünchten Hausgang geschritten, hinaus in den Hof und bis zum Acker, doch ohne den herben Erdruch des Heimatbodens wieder zu spüren wie damals als Jüngling. Heut wandte er sich mit schwerer Stirne von der Landarbeit verächtlich ab. Ehrgeiz trieb ihn vorwärts. Die tote Stille in der Wohnung — man hörte nur eine Maus, die irgend-

wo in der Wand nagte — schien voll von stummen Vorwürfen zu sein...

Der Sohn erhob sich, trat in die Nebenstube und sagte: „Vater, ich muß fort.“

Nur ein Tag Urlaub war ihm gewährt worden. Da wollte der Offizier die kurze Zeit nützen, seine Braut zu besuchen. Sie war die Tochter eines reichen Holzhändlers und wohnte in einem schönen, neuen Haus, abseits vom Dorfe, in der Richtung gegen das Städtchen Feldheim.

Müde und resigniert setzte sich der Vater auf ein altmodisches Kanapee, dessen Plüsch stark abgenützt war. Er fühlte sich einsam.

Am Abend, als der Offizier in guter Laune heimkehrte, fragte ihn der Vater: „Und, wie geht's drüben? Was hat man gesprochen?“

„Hedi und ich haben Pläne geschmiedet. Wir wollen bald heiraten. Wir werden in Goldingen eine hübsche und bequeme Wohnung beziehen. Man wird ins Theater gehen. Wir haben Geld und können das Leben in der großen Stadt genießen,“ sprach der Sohn mit froher, prahlerischer Miene.

„Und wenn ich lange Zeit nach euch habe, nehme ich den Zug und fahre in die Stadt, euch zu sehen,“ tröstete sich der Alte.

Da wandte der Offizier ein: „Hedis Vater meinte, daß wir Jungen für uns bleiben sollten, und die Alten für sich; so sei es am besten. Man würde sich ja wieder sehen, wenn die jungen Leute aus der Stadt auf Besuch kämen. Verstehest du?“

Bei Gott, der Alte verstand! Man stahl ihm seinen Sohn; man kaufte ihn einfach mit einer Handvoll lockender Goldvögel.

Bitternis erfüllte sein Herz; er hätte hinaus-schreien mögen, diesen reichen Emporkömmlingen ins Gesicht. Das Geld war ihnen alles! Galt denn ein ehrlich Leben voll Mühen und Opfer nichts mehr? Nein! man zählte ihn zum alten Eisen; man stieß ihn in eine Ecke, wie ein Werkzeug, das ausgedient hat. Eine Blutwelle stieg ihm in den Kopf; seine Muskeln spannten sich, er reckte seinen Körper, das Gesicht gerötet. Er fühlte in seinen Fäusten die alte Kraft, wie wenn er im Walde draußen, fast wütend, die Axt in einen Eichenkloß trieb, daß das Holz barst mit schrecklichem Krachen. — — —

*

Vater und Sohn fahren durch die regnerische Nacht. Aus den Fenstern der Bauernhöfe dringt da und dort ein gelber Lichtschein in die Finsternis. Quälende Gedanken machen den Kopf des

Alten schwer. Er denkt an die Bauern, die dort mit ihren Söhnen arbeiten; und sein Herz blutet.

Bei der Ankunft auf der Station fegt eine Regenböe über den Bahnsteig. In schmutzigen Wasserlachen flackert der Widerschein der Lampen.

Der Schnellzug fährt ein, pfeifend und rauhend.

Wie der Offizier in ein hell erleuchtetes Abteil zweiter Klasse steigt, hält ihn der Vater auf dem Wagentritt zurück:

„Gib mir noch einmal die Hand, mein Sohn. Ich rühr' mich nimmer aus meinem Winkel, denn wir gehören nicht mehr in die gleiche Welt!“ — — —

Der Zug rollt in die Nacht hinaus.

Alarm.

Es schnarchen die Soldaten wie im Chor, Zwar geht es gegen Morgen. Manche spüren Den Frost der Frühe, und sie wälzen sich, Doch keiner ist schon wach. Da plötzlich: Lichter!

„Auf!“ zischt der Korporal. Und nochmals: „Auf! Stiller Alarm! In einer halben Stunde Ist marschbereit die ganze Kompagnie!“ Hei, wie die Leiber aus den Decken schnellen . . .

Dann steht man draußen. Feiner Regen rieselt. Und keiner weiß, weshalb, warum, wozu. Ist's Übung nur, ist's ernst? Gilt's der Brigade? Der Division? Vielleicht dem ganzen Heer?

Nicht einer weiß es. Jeder aber spürt Den Spuk der Stille und des Flüsterworts. Und dann marschiert man ab. Nach Unbekannt. Der Regen rieselt und man fröstelt sehr.

Paul Lang.

Gefühl.

Von Josef Wiß-Stäheli.

Darf man in den heutigen Tagen der Unmenschlichkeit und Roheit noch von Gefühl sprechen? Gewiß. Wie die bekannten fünf Sinne bei normalen Menschen immer vorhanden sind, so ist die Empfindungskraft der Seele stets gegenwärtig. Und wo diese Kraft wirkt, fühlt der Mensch. Es fühlt der rücksichtsloseste Übeltäter, wie auch der menschenfreundlichste Mensch. Nur fühlen beide etwas anderes. Wo der eine die Lust der befriedigten Rache gier, die Schadenfreude, den Triumph der raffiniertesten Verschlagenheit fühlt, fühlt der andere die Nöten der Mitmenschen, die Unzulänglichkeit aller Anstrengungen, die Machtlosigkeit gegenüber höheren Naturgewalten. Sich seiner Gefühle bewußt werden, ist gut; es dabei bewendet sein lassen, ist übel; sich seiner guten Gefühle nur freuen, ist verabscheuenswert. —

Gefühle sind Rufer nach Taten. Wo ein Gefühl die richtige Tat auslöst, bleibt die seelische Harmonie nicht nur ungefährdet; sie erhöht sich zur höchsten Vollkommenheit. — Das körperliche Schmerzgefühl fordert den Menschen auf zu handeln und darnach zu trachten, das gestörte, schmerzende Organ in Ordnung zu bringen. Ebenso ruft das Gefühl den Menschen auf. Zu fühlen, wie der Nächste leidet und nicht den Weg zu suchen, wie er vom Leiden zu befreien ist, das

heißt den Wert des Gefühls verkennen. Wer fühlt, ohne sich zu bemühen, den Ausgleich zu schaffen, der macht sich mitschuldig an der inneren menschlichen Verelendung. —

Wer die Freude eines Beglückten fühlt, soll sie durch die Tat festigen und erhöhen. Und wer fühlt, wie der Nächste unter dem Druck des Mangels stöhnt, wie ihn die Härte des Schicksals schmerzt, der soll nach der Tat suchen, die Druck und Härte lindern und verschwinden macht. Gefühl will nicht nur als Gefühl gelten; es will die Vermittlerin der Hilfe sein. —

Wer da stets sagt: Ich fühle es wohl, aber ich kann nicht, der gehört zu jenen, die dem Nächsten immer die Türe vor der Nase zuschlagen. Das lebendige Gefühl soll heute mehr denn je die Menschen zu Taten aufrütteln. —

Aus dem Boden des starken Gefühls muß die bezwingende und erlösende Tat entspringen. Große Gefühle gebären große Taten.

Wer verächtlich von Gefühlen spricht, weiß nicht, daß nur Gefühle den Weg zu Taten weisen, die zum Segen der Menschen werden können.

Und Taten sind heute unentbehrlich. Taten, die die Menschheit aus den Niederungen des Hasses und des rücksichtslosen Eigennutzes emporführen, zur höchsten inneren Freiheit.